In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 277. Posen, den 1. Dezember 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von **Karl Busse.**

(8. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

„Aber ich hatte und hab' sie doch auch jetzt lieb, und das konnte nicht verloren gehen und sterben, weil alles zwischen uns rein und klar geblieben war, verborgen vor den Augen der Menschen, ihrem Lächeln und ihrer plumpen Neugier. Es war — als der jähe Schluß kam — noch so viel Unerfülltes und Unausgelebtes in dieser Liebe, daß die Sehnsucht sie immer umkreiste und nicht von ihr wich. So erhielt die Lene der Sehnsucht und Erinnerung fast noch stärkere Macht über mich, als damals die lebendige — sie steht gegen Goldgrund, es kann sich niemand ihr vergleichen.“

Er sah sie mit fragenden und bittenden Augen an — mit Augen, die sie bedrängten: „Nicht wahr, du begreifst jetzt . . . keine ist so schön und gut wie sie!“

Aber in Ilses Gesicht regte sich nichts.

„Sie haben kein Bild von ihr?“

„Nie besessen.“

„Und wie lange ist es her, daß Sie damals die Treppe zu zweien emporstiegen?“

Da atmete Wolfgang Crusius tief und lächelte gutmütig.

„Zwölf Jahr . . . sogar fast ein halbes drüber. Aber ich bin ja kein Narr . . . ich brauch' ja nur zu rechnen, und ich weiß, daß Lene Beyer heute in der Nähe der Dreißig, daß sie gealtert oder gar gestorben ist, daß sie vielleicht längst Mann und Kinder hat. Doch das alles muß ich mir mühsam mit dem Verstande abzählen. In meiner Vorstellung kann Lene Beyer nicht altern . . . sie steht noch immer vor mir im schwarzen Jäckchen . . . mit dem kleinen Herrenfilzhut . . . achtzehnjährig und schmal . . . eine Goldgrunderinnerung die mir gleichsam Halt und Sicherheit gibt und oft in einer Schönheit strahlt, wie die Wirklichkeit sie kaum erreichen kann.“

„Da haben wir's,“ sagte Ilse kopfschüttelnd. „Erst streiten Sie Stein und Bein, und nun geben Sie hinten herum selber halb zu, daß das Phantasiebild Ihnen eigentlich lieber ist als das Mädchen selber. Nein, nein reden Sie nicht. Sie sind ein Phantast — und wenn es Sie zehnmal glücklich macht, ich glaub' an solch Glück nicht. Als wir alle klein waren, hatte Günther sich ein Spiel ausgedacht. Man mußte die Augen dreiviertel zusammenpressen . . . auf eine ganz eigene Art. daß nur noch ein Schimmer der Umgebung erkennbar war und dann verschwammen alle Gegenstände und verwandelten sich, und ich hör' noch, wie Günther uns einen Riesenelefanten beschreibt. Den erschuf er sich einfach durch Augenzusammenkneifen aus dem großen Schrank. Ich hatte kein Talent zu dem Spiel. Aber mir scheint Sie sind noch heute sehr begabt dafür.“

„Es war in dem Augenblick doch wirklich ein Elefant,“ erwiderte er mit gedrücktem Lächeln.

Doch sie, mit rascher Bestimmtheit: „Nein, es war keiner. Es war immer nur ein Spind. Oder wenn Sie es anders wollen, ein Selbstbetrug, ein Augenschließen vor der Wirklichkeit. Das sind gefährliche Passionen.“

Unruhig war der lange Crusius von einem Fuß auf den andern getreten. Man merkte es ihm an, daß ihm die Wendung, die das Gespräch genommen, nicht behagte. Sie schmerzte und quälte ihn. Halb verlegen und halb trotzig spähte er nach einem Ausweg.

„Es stimmt überhaupt nicht,“ meinte er nach einer Weile. „Das ganze Elefantenbild ist falsch. Ich hab' mir doch Lene Beyer nicht eingebildet oder erschaffen. Sie war doch da! Nur daß es mir wohl nicht gelungen ist, sie lebendig zu machen. Denn sonst würden Sie sie lieb haben. Es tut mir leid, daß es nun nicht geschieht.“

Etwas wie schmerzliche Enttäuschung und heimliche Resignation durchzitterte die letzten Worte. Und wie eine warme Welle ergoß es sich dabei über das Herz des Mädchens. Es zuckte seltsam über ihr Gesicht. Der große Bub, der traurig ist, weil man sein Spielzeug nicht lobt — war es nicht so?

„Lieber Herr Doktor,“ sprach sie in dieser Empfindung. „So ist es wirklich nicht. Es muß ganz gewiß etwas Gutes und Schönes um das junge Ding gewesen sein, wenn Sie noch heute so daran hängen und selbst an der bloßen Erinnerung noch Halt und Freude finden. Ich bin keine Phantasienatur und kritisier' eher, als daß ich bewundere, aber ich kann Sie doch verstehen . . . wirklich und ernsthaft!“

Immer heller war das Gesicht des Langen bei ihren Worten geworden. Es war erst noch halb ungläubig — es wurde dann gläubig — es strahlte zuletzt.

Ungeschickt haschte er nach ihrer Hand.

„Nicht wahr?“ sagte er . . . „ich wußte es ja. Sie mußten das doch begreifen. Und ich bin Ihnen so dankbar. Nein, wirklich, Sie können nicht ahnen, was Sie mir damit geben.“

Sie hatte ihm die Hand langsam entzogen. Sie verstand nicht recht.

„Bloß weil ich zuhörte?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf und wurde rot, als wär' er über sich selbst ärgerlich.

„Ich weiß nicht, ob es andern Menschen auch so geht,“ erwiderte er und blieb noch immer beim Kopfschütteln — „man hat vorher die schönsten Pläne und Vorsätze, was man sagen und was man n i c h t sagen will, doch wenn's drauf und dran kommt, entwickelt sich alles immer anders. So wird es nun wirklich eine vollständige Beichte: Ja, Fräulein Ilse, Sie schenken mir mit Ihrer Teilnahme mehr als Sie selber ahnen können und eigentlich ahnen sollten. Ich hatte früher kein Begehr, zu jemandem von Lene Beyer zu reden, weil ihr Bild hell und leuchtend in mir selber lebte. Aber in den letzten Monaten hat es mich oft wie Angst überfallen; mir ist, als ob es leise verblassen will . . . als ob es sich langsam verschleierte . . . als ob es in Kürze sich ganz auflösen und verschwinden würde.

„Das darf nicht sein. Das ist ganz unmöglich. Mir wär' zu Mut, als verlör' ich damit den Boden, auf dem ich stehe, der mich sichert. Und weil mein Wille allein nicht ausreicht, das festzuhalten, was ich festhalten muß, bin ich zu Ihnen gekommen.“

Mit einem etwas schüchternen Lächeln: „Verstehen Sie mich? Nun, wo auch Sie von Lene wissen, erhö

sie gleichsam ein stärkeres und doppeltes Leben. Und wenn Sie sie lieben, kommt sie neu und mit schönen Farben auf mich zu, und indem Sie mir erlauben, von ihr zu reden, indem Sie sich selbst mit ihr als einer Lebendigen und Gegenwärtigen beschäftigen, blüht sie auch mir wieder auf und bleibt mir gegenwärtig wie früher.

„Ach," unterbrach er sich selbst, „all diese Worte sind doch wieder nicht zart und fein genug, um auszudrücken, was ich eigentlich empfinde und wie ich es im Tiefsten meine. Sie müssen ihnen mehr nachfühlen, als nachdenken. Und die Hauptsache ist doch, daß nun Lene Beyer auch in Ihnen lebt und daß ich mal von ihr sprechen kann — nicht nur zu Stühlen wie bisher, sondern zu einem Menschen. Nicht wahr? Das darf ich doch?"

„Gewiß," erwiderte Ilse Hoermann zögernd. Sie hatte sich halb gewandt. Sie wußte mit einem Male keine rechte Antwort, als wär' sie sich selber über ihre Empfindungen unklar.

Eigentlich war das doch reichlich merkwürdig und komisch: S i e sollte dazu helfen, daß sich Wolfgang Crusius weiter an einen holden Schatten klammern konnte! S i e gleichsam diesem Schatten neues Blut zuführen, damit der Schwärmer die einst Geliebte nicht verlor!

Ein heftiges Empfinden stand in ihr auf und wehrte sich dagegen. Ein Empfinden, als wäre das Weib in ihr verletzt. Als wäre alles, was sie selbst war, gerade gut genug, einen Schatten zu speisen.

Aber sie wollt' ihn jetzt nicht verletzen. Sie unterdrückte jede Bemerkung.

Und sie streckte ihm die Hand hin.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir so viel vertraut haben. Jetzt aber müssen Sie mich entschuldigen — ich hab' jetzt 'was sehr Reales vor."

„Ich weiß . . . und ich werde jetzt an den See gehen und unsere Segler erwarten. Ich nehm' hier ja so viel Gutes mit fort, daß ich nicht allein sein werde."

„Sondern in der holden Gesellschaft Ihrer Blumenfee," sagte sie und begann schon den Weg emporzuschreiten.

Aber nach ein paar Schritten schien ihr ein Einfall zu kommen. Sie wandte sich noch einmal.

„Soll ich sie Ihnen suchen helfen? Ich find' sie." Er stutzte. Er war etwas verdutzt und unsicher. Er wußte im Moment nicht, was er erwidern sollte.

Doch Ilse Hoermann schien auf keine Antwort zu warten.

Er hörte sie nur einmal kurz lachen und sah sie dann weitergehen . . . zwischen den grünen Rasenflächen zum Hause empor.

V.

„Ca, Ca, geschmauset!
Laßt uns nicht rappelköpfig sein!"

Dröhnend stieg der Cantus der zurückgekehrten Segler über Park und See. Den schäumenden Stoff vor sich, saßen sie an schnell zusammengerückten Gartentischen. Wolfgang Crusius traute sich mit seiner Stimme stärker empor und stieg — freier als sonst — in die Höhe damit. Richard Wilke aber suchte mit seinem Baß die Tiefen und ließ sich sorglich schleifen, um nicht unversehens in eine seiner beiden Leibmelodien abzubiegen.

„Crusius, Crusius," sagte er nachher, „was entwickeln Sie für Fähigkeiten! Haben Sie sich während unserer Wasserfahrt so gut amüsiert, daß Sie jetzt so aufgekratzt sind?"

Und mit einem Seufzer: „Eigentlich sind Sie gar nicht so dumm — ich hätt' auch hier bleiben sollen."

Da ward schon ein neues Lied intoniert, und der brausende Chor verschlang die Antwort.

Oben, am offenen Fenster des Studierzimmers, das die mächtige Gestalt fast ganz ausfüllte, stand derweil der alte Ehlers und summte die emporschallenden Melodien mit.

„Hörst du," sprach er, ohne sich umzusehen, „es sind noch immer die alten Lieder. Und es findet sich immer von neuem Jugend dazu, ob wir selber auch graue Köpfe haben."

Er wandte sich zurück und nahm eines der hochstieligen Gläser auf, die der Hausherr eben gefüllt hatte. Tief sog er den Duft der goldenen Flut ein.

„Horch, ich hör' meinen Jungen 'raus. Er schmettert wie ich selber mal."

„Ja," erwiderte der Professor, „die draußen sind j e t z t an der Reihe. Und wir selber müssen ans Einpacken denken, ob wir fertig sind oder nicht."

Der andre lachte gutmütig.

„Wir hatten doch viel Zeit! Und ans Abdanken denk' ich noch lange nicht. Am wenigsten, wenn ich die alten Kneiplieder höre. Dann sprießt sogar noch ein Restchen von meinem früheren Leichtsinn auf. Nicht viel mehr — aber für einen Geheimen Oberregierungsrat langt es reichlich. Du hast immer zu wenig Leichtsinn gehabt, Hoermann."

Der nickte.

„Ich hab' vieles zu wenig gehabt, alter Freund. Aber was will man machen? Ich dank' dir, daß du gekommen bist, und ich freue mich, daß die Söhne von den Vätern die Freundschaft übernahmen. Wir wollen auf die draußen trinken, auf die Jungen: daß sie erreichen, was wir vielleicht nur ersehnten."

Er hob sein Glas. Doch der alte Ehlers schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht darauf! Jugend braucht das nicht, Jugend sorgt für sich selber. Aber an uns denkt keiner mehr, wenn wir's nicht selber tun. Und deshalb zuerst auf uns — auf alles, was von früher glänzt, auf alle guten Erinnerungen und auch auf die paar Hoffnungen, die wir noch fürs Wegende haben. Prosit, mein Alter!"

„Hoffnungen?" Zögernd spülte er den Wein im Glase. „Du bist jünger geblieben, als ich Ehlers."

„Weil du alles zu schwer nimmst! Siehst du — es klingt noch!"

Er trank in ruhigen Zügen. Es war auch hierin etwas Festes und Sicheres in ihm. Dann schob er sich einen Ledersessel heran.

„Der Mensch darf nicht immer nur Wurm sein und Erde fressen. Alte Freunde, alte Weine, alte Lieder — willst du wirklich noch mehr? Dabei muß einem die Brust doch frei und weit werden."

Er zündete sich eine Zigarre an und zog, als ob sie keine Lust hätte.

„Aber es scheint bei dir nicht anzuschlagen. Nein, verzeih — du gefällst mir nicht."

„Ich schlaf' schlecht," erwiderte der Professor rasch und ausweichend — „das ist alles."

„So, so . . . deshalb!" Er knipste mit den Fingern. „Also deshalb," wiederholte er noch einmal. „Nun ja, es ist deine Sache, Hoermann!"

„Aber liebster Ehlers — —"

Da bog sich der Geheimrat vor und legte seine Hand auf den Arm des Freundes.

„Timotheus," sagte er.

Das war der Spitzname des jungen Hoermann gewesen. Er klang nun sonderbar von den alten Lippen. Wie aus weiter Ferne kam er fremd und verstaubt, aber vieles Unvergessene in sich bergend, auf den zu, der ihn einst getragen. Sein Gesicht veränderte sich, und es klang unsicherer, als er antwortete: „Kennst du den Namen noch? Ich hab' ihn eine Ewigkeit nicht gehört, auch von dir nicht."

„Und wirst ihn von keinem mehr hören, wenn's mit mir mal aus ist. Komm . . . lang' die Flasche 'rüber! Wir müssen uns wieder zurecht finden, mein Alter. Hier ist mein Glas. Wie steht's mit deiner Arbeit?"

Der Professor schenkte ein. „So lala," sprach er, ohne aufzublicken. Dann trank er, als wär' er durstig, und ging mit hastigen Schritten auf und ab. „Laß mich laufen," bat er. „Du weißt ja . . ."

Und ruhelos, die Hände auf dem Rücken, durchquerte er das Zimmer . . . vom Fenster an zum schwarzen Kamin, auf dem die Marmoruhr stand, die nicht gehen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes Trojan, der Dichter des täglichen Lebens.

Von **Paul Dobbermann.**

Der 25. November ist ein heimathistorischer Tag, an dem jeder Literaturfreund, jeder Freund einfacher, liebenswürdiger Poeterei, wie sie durch die einfachen Umstände des Lebens veranlaßt werden kann, gern einmal stille steht, zumal wenn es sich um einen Dichter unserer Heimat handelt. Am 25. November 1915 ist Johannes Trojan in Rostock gestorben. Geboren ist Trojan in Danzig. Diesen Vorgang schildert der Dichter folgendermaßen: „Ich bin am 14. August 1837 in Danzig geboren als Zwilling, eine Stunde nach einem Schwesterchen. Viel Lebenszeichen gab ich nicht von mir. Die Wehemutter sagte: „Es braucht nicht ein zweites Bettchen angeschafft zu werden, das junge Herrchen wird seine Aeugchen bald wieder zumachen." Es machte sie aber nicht zu, außer zum Schlafen, sondern behielt sie sonst hübsch offen. Wir Zwillinge wurden Johannes und Johanna getauft und erhielten keine weiteren Namen."

Mit dieser Schilderung haben wir schon eine kleine Kostprobe seiner liebenswürdig-einfachen, schalkhaft-naiven Schriftstellerei. Es mag vielleicht wundernehmen, daß der Mann der jahrzehntelang Hauptschriftleiter des politischen Witz- und Satirblattes „Kladderadatsch" war, zu so einfachen Themen aus dem täglichen Leben neigt und in solcher Form. Vielleicht ist's aber gerade die Hetzarbeit seiner politischen Journalisterei, die ihm die Abkehr davon in schlichte Freuden des täglichen Menschenlebens als Wohltat empfinden läßt. Er sagt:

„Von allem das Best — —
ist ein Herz heiter und fest,
ein gesunder Leib, ein liebes Weib
und ein kleines Eigen!
Wer das hat, mag sich freuen
und schweigen!"

Er mag sich freuen und schweigen, aber er mag auch seinen Nestfrieden schützen. Denn es ist nicht gut, wenn fremde Augen ins eigene Nest sehen. Besonders nicht, wenn's gar böse Augen sind. Der böse Nachbar ist der beste Lehrer; er lehrt:

„Sorgsam und treu dein eignes verwalten
Und deinen Zaun in Ordnung halten."

Und ein rechtes Lebenslied für das tägliche Leben ist „Nestfriede":

„Es kann nur wenig taugen,
Unleugbar steht es fest,
Daß ein paar fremde Augen
Hineinsehn in ein Nest.
Das will sich nicht gehören
Und tut einmal nicht gut;
Sie schrecken und sie stören
Die Alten und die Brut.

Es hebt sich ja im Neste
Einmal ein kleiner Streit;
Es gibt nicht immer Feste,
Nicht immer gute Zeit.
Es drängen einmal Sorgen,
Es fehlt einmal der Mut;
Bleibt das im Nest verborgen,
Wird alles wieder gut.

Drum, wem ein Nest beschieden,
In dem es ihm gefällt,
Der hüte seinen Frieden
Und wahr' es vor der Welt.
Denn nimmer kann es taugen,
Unleugbar steht es fest,
Daß ein paar fremde Augen
Hineinsehen in ein Nest."

Im Neste aber waltet die Mutter, schwer in Anspruch genommen und trotzdem lachend, ihre stete Arbeit und Müh noch für Glück haltend:

„Mutter!" schallte es immerfort
Und fast ohne Pause,
„Mutter" hier und „Mutter" dort
In dem ganzen Hause.

Ueberall zugleich zu sein
Ist ihr nicht gegeben,
Sonst wohl hätte sie, ich mein',
Ein bequemer Leben.

Jedes ruft und auf der Stell'
Will sein Recht es kriegen,
Und sie kann doch nicht so schnell
Wie die Schwalbe fliegen.

Ich fürwahr bewundre sie,
Daß sie noch kann lachen.
Was allein hat sie für Müh',
Alle satt zu machen.

Kann nicht einen Augenblick
Ruhe sich erlauben,
Und das hält sie gar für Glück —
Sollte man das glauben?

Im Nest seiner eignen Familie hat er sich unter seinen Kindern und deren Mutter am wohlsten gefühlt. „Merkwürdig und lustig" war es, als zwischen seinen Büchern manchmal ein hölzernes Schäfchen stand, oder wenn in seinem Sofa im Arbeitszimmer eine Puppe mit großen Augen saß, oder wenn auf seinem Tisch ein kleiner Strumpf oder gar ein kleiner Schuh zu finden war. Das alles schildert er in dem reizenden sechsstrophigen Gedicht „Die gute Zeit", wovon die beiden letzten Strophen heißen·

Beim Schreiben ward ich oft gestört
Durch kleiner Wesen Uebermut,
Wenn ich ihr hell Geschrei gehört;
Und dennoch, mein' ich, klang es gut.

Was klein war, ist emporgediehn,
Und jene Tage liegen weit.
Als noch die kleinen Stimmen schrien,
Das war doch eine gute Zeit.

Wenn er nun den Kinderschuh auf dem Schreibtisch oder das Schaf zwischen den Büchern auch merkwürdig und lustig fand, so war's ihm doch eine weise Gewißheit, daß Ordnung in kleinen Dingen des täglichen Lebens viel zum Nest- ja zum Ehefrieden beizutragen vermag. Darum stellt er den „richtigen Satz" auf:

Alles — das ist ein richt'ger Satz —
Hab' im Haus seinen festen Platz,
Daß man es weiß zu jeder Frist,
Wo etwas Nöt'ges zu finden ist.
So seien die Schlüssel aller Art
Stets am bestimmten Platz verwahrt:
Der Weinschrankschlüssel, wo Trinken Brauch,
Wo Geld ist, der Schlüssel zum Geldschrank auch.
Dann muß man wissen — auch das ist gut —,
Wo aufzufinden Rock, Stock und Hut.
Und endlich auch muß auf alle Fälle
Das Herz sein auf der rechten Stelle

Und der Entwicklung seiner Nestlinge sieht er mit heiterer Sorge und gutmütigem Aerger zu. Der dumme Junge macht Faxen, der dumme Junge ist ein Tropf, er wächst über den Kopf.

Stark ist er auch, im Ringen
Da steht ihm keiner, nein!
Was andre sonst nicht zwingen,
Das schlägt er kreuz und klein.

Dann kommen Beschwerden. Und da fragt er sich, was soll aus ihm werden, wenn er so weiter bleibt.

Dann sag ich nur zuweilen,
Daß er so schlimm nicht sei:
Wenn sie die Welt verteilen,
Ist er gewiß dabei.

Aber ins Nest gehören auch Gäste! Das Zauberwort des Alten von Weimar war auch dem „alten lieben Westpreußen" eine Lebensweisheit. Er hat viel Gäste gehabt und ist gern zu Gast gegangen. Und zum rechten Gastieren gehörte ihm der Wein. Ein Willkommenstrunk ist unbedingt nötig:

Ich kann mir gar nicht denken
Ein besser Gastgeschenk,
Als einen einzuschenken
Von edelem Getränk.

Ich könnte viel entbehren,
Glaubt's nur, für mich allein,
Doch einen Gast zu ehren,
Notwendig brauch ich Wein.

Und gewiß kam niemand in der „Burg der Trojaner" zu kurz, der einen wirklich guten Willkommenstrunk liebte; denn Trojan war ein guter Weinkenner, der von sich selbst also singt:

Gar viel hab ich botanisiert
Auf unserem Erdkomplexe,
Besonders gründlich aber studiert
Habe ich die Kellergewächse.

Darum kann er auch die „88er Weine" nicht leiden, die gar so sauer geraten sind, besonders nicht den Grünberger, der die Wangen blaß macht und grün die Nasen wie Rasen; noch weniger den Züllichauer, der sich zum Grünberger verhält, wie eine borstige wilde Sau zur zarten Taube, aber am wenigsten den Bomster, der Granit auflöst und Ziegelstein, der Diamanten butterweich macht und Platin zu Mürbeteig.

Als Trojan 1879 als verantwortlicher Redakteur des „Kladderadatsch" zu 200 Mark Geldstrafe verurteilt wurde „wegen Beleidigung des Reichskanzlers durch ein Bild", da nannte er das einen Betriebsunfall. Und wir sehen, wie liebenswürdig Trojan selbst in politischer Fehde schreiben kann, indem er Bismarck in der nächsten Nummer zuruft:

„. . . Vielleicht ruft in dir selbst schon eine Stimme:
Nein, Otto, nein, das war nicht schön von dir!"

Und Otto wurde auch sein Freund und sah ihn gern als Gast im Sachsenwalde. Und als der Alte vom Sachsenwalde am 30. Juli 1898 starb, schrieb ihm der herzenstüchtige, liebenswürdige Freund einen schlichten, dreistrophigen Nachruf, der schöner ist als viele klingende Nekrologe. Die letzte Strophe heißt:

„Der Mann ist tot, der Ruhm und Macht und Stärke,
Eintracht und Frieden seinem Volk gewann.
Wie muß der Schlaf sein nach dem Tagewerke,
Das er vollbracht hat, der jetzt tote Mann."

Am Todestage des „Trojaners" aber, wollen wir uns die Worte aus dem Nachruf seines Nachfolgers im „Kladderadatsch", Paul Warncke, in Erinnerung rufen:

Ja Treue war in deinem Blut zu lesen
Voll warmer Sonne war dein tiefes Wesen.
Und oftmals hast, wie viele Tausend wissen,
Zu sonn'gem Frohsinn du sie hingerissen.

Die Macht, froh zu machen, hat der Verstorbene heute noch; es lohnt sich, zu seinen Schriften zu greifen.

Die Entdeckung des Goldes in Alaska.

Lange Zeit wußte man nicht, woher die Indianer in Alaska das Gold für ihre Zierate gewannen. Erst dem Goldsucher Josef Juneau gelang es, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, indem er sich als ihr Stammesgenosse aufnehmen ließ und dann entfloh. Nach ihm wurde die Stadt Juneau benannt. Das Silberbogenbecken, das hinter dieser Stadt liegt, und aus dem die Indianer ihre Reichtümer holten, hat aber seine Bedeutung verloren, sobald das Gold dort erschöpft war. An der Gustineaustraße hinter dem Orte Douglas hat sich aber eine bedeutende Mine entwickelt, über die das „Erdbüchlein für 1927" folgende erstaunliche Tatsache berichtet: Im Jahre 1881 mußte John Tradwell, ein Baumeister aus San Francisco, wider seinen Willen dieses Schürfgebiet übernehmen, weil der Besitzer ihm 600 Dollar schuldete, die er nicht bezahlen konnte. Aus diesem kläglichen Anfang hat sich eine der größten Goldquarzminen der Welt entwickelt, die z. B. 1905 Gold im Werte von 8 400 000 Dollar ergab. In Alaska wurden 1898 auch im Gebiete von Cape Nome Goldlager entdeckt. Es ist längs der Meeresküste ein Streifen, der Goldseifen enthält. Das Gold wird dort ausgewaschen, und zwar bereitet die Gewinnung keine Schwierigkeit.

Noch 250 Droschken in Berlin.

Wenn einst das Klirren der Pferdehufe auf dem Asphalt ertönte, und im schlanken Trab eine Droschke dahinfuhr, so galt das um die Wende des Jahrhunderts für ein Gipfel der Vornehmheit, und kein Romanschreiber der Epoche ließ sich diese Nuance als besonders wirksam entgehen, wenn er das Leben der großen Gesellschaft charakterisieren wollte. Aber die stolzen Prachtgefährte sind in der Gegenwart nichts mehr als historische Reminiszenzen, allenfalls gut für einen Faschingsscherz, und nur traditionsverhaftete Herren oder Damen der älteren Jahrgänge, die sich schwer an unseren zeitbewegten Rhythmus gewöhnen können, bedienen sich dieses Beförderungsmittels. So ist es natürlich, daß allmählich die Droschken von der Bildfläche des Berliner Verkehrs verschwinden und nur noch an gewissen Straßenecken des alten Westens ein melancholisches Dasein fristen.

Sie waren hübsch anzusehen, die würdigen Droschkenkutscher mit den steifen Zylindern, und es war sicher angenehmer, beschaulich im offenen Wagen durch die Straßen zu fahren als in einem klappernden Taxi zu rasen, aber was sollten wir tun, wenn wir statt einer Stunde die doppelte Zeit brauchten, also soll uns alle Romantik, wenn sie Zeit kostet. Und so werden also die 250 Pferdedroschken, die noch in Berlin fahren, sicher in einem Jahr oder auch in ein paar Monaten als Schaustücke im Museum endigen. Auch der „eiserne Gustav" wird diesen Verfall nicht ändern können, obgleich seine bravouröse Leistung noch einmal die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf einen Beruf gelenkt hat und ein Verkehrsmittel, die Opfer der Zeit wurden und längst von der Macht des Autos verdrängt sind.

Wie schnell spricht ein Mensch?

Der Franzose spricht schneller als ein Deutscher. Der Deutsche, der nach England kommt, und der einen Volksredner auf einem öffentlichen Platze hört, wundert sich wieder über dessen langsames Zeitmaß. Bei politischen Reden ist die Geschwindigkeit in Deutschland seit der Staatsumwälzung bedeutend gestiegen. So versichern wenigstens die Stenographen. Man pflegt jetzt die Schnelligkeit nach Silben zu bemessen. Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß das Durchschnittsmaß der Reden in unseren parlamenten etwa 250 Silben auf die Minute beträgt. Dabei sind aber alle Pausen usw. eingerechnet, und das Mittel ist aus schnellen und langsameren Rednern genommen. Bei manchen Rednern steigt die Geschwindigkeit minutenlang auf weit über 300 Silben. Darüber hinaus wird jedoch der Redner schon schwer verständlich. Bei stenographischen Wettschreiben wird manchmal noch mehr erreicht, aber auch nur auf kurze Zeit. Der freie Wettbewerb der Systeme hat Leistungen bis zu 400 Silben und darüber hervorgerufen. Leistungen von 500 Silben, wie sie behauptet worden sind, gehören in das Reich der Fabel, da dann die Möglichkeit des deutlichen Sprechens aufhört. Ganz abgesehen davon, daß schließlich ein Redner auch überlegen muß, was er sagt.

Aus aller Welt.

Jeder Automobilist schimpft über schlechte Straßen und er wählt immer die glatteste Bahn für seine Fahrt. Kaum zu denken, daß man Straßen für Autofahrer absichtlich verdirbt. Ja, das tut man, bewirft sie mit einer Schlackenschicht, spritzt ordentlich Wasser darauf, so daß eine schöne, glitschige Bahn entsteht. Allerdings nur in manchen Fällen, in der die sogenannten Dirt Track-Rennen in England, die an die Geschicklichkeit des Fahrers die größten Anforderungen stellen. Ueber diese Schmutz-Rennen und Berg-Rennen auf steilsten Wegen bringt die neueste Nummer der „Münchner Illustrierten Presse" (Nr. 49) einen reich illustrierten Bilderaufsatz. — Auch in diesem Jahre verunglückten in den Bergen wieder viele Bergsteiger. Die Frage, wodurch diese Unglücksfälle entstanden, beantwortet Emil Solleder, einer der bekanntesten und erfahrensten Berufs-Bergsteiger unserer Tage an Hand von interessanten Kletteraufnahmen. — Aus dem Inhalt dieser Nummer nennen wir noch die merkwürdigen Bilder aus Indien, die zeigen, wie sich der Orientale mit der Maschine abfindet.

Magenwärme und Getränketemperatur. Vor einiger Zeit gelangen dem Forscher Fürstenberg sehr interessante Feststellungen über die Wärmeverhältnisse des Mageninneren und ihr Verhalten bei der Aufnahme warmer oder kühler Getränke. Wurde von der Versuchsperson beispielsweise Tee getrunken, der eine Temperatur von 40 Grad Celsius aufwies, so war zugleich ein Ansteigen der Magenwärme um 3,4 Grad Celsius zu beobachten. Darauf sank die Wärme wieder, zeigte aber erst nach einer Viertelstunde wieder ihre Normaltemperatur. Auf die Aufnahme von Tee, der 30 Grad Celsius, also kühler als die normale Magentemperatur war, erfolgte dagegen ein Sinken der Magenwärme um 3,2 Grad Celsius. In diesem Falle dauerte es zwölf Minuten, ehe die Magenwärme wieder auf ihre normale Höhe gestiegen war. Hieraus ergibt sich also, daß sich die Magenwärme bei der Aufnahme kühlerer Getränke rascher wieder ausgleicht, als wenn heiße Getränke getrunken werden.

Die Rose von Jericho. Die Pflanze, die diesen Namen führt und auch in Deutschland nicht unbekannt ist, ist keine Rose und wächst auch nicht in der Umgebung von Jericho. Sie wird an den Ufern des Roten Meeres in Palästina und in der Nähe von Kairo gefunden, wo sie besonders häufig vorkommen soll. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie bei dem Reifen der Früchte alle Blätter verliert. Sie trocknet dann völlig ein und zieht sich mit ihren sämtlichen Zweigen zu einem faustdicken Ball zusammen. In dieser Gestalt wird sie als „Rose von Jericho" nach Europa gebracht. Sobald man sie ins Wasser legt, breitet sie ihre Zweige wieder aus und zieht sich wieder zusammen, sobald sie trocken wird. In Italien dient sie zu mancherlei Aberglauben; so will man aus ihrem raschen Ausbreiten im Wasser schwangeren Frauen eine rasche Niederkunft weissagen.

Newton kocht sich ein weiches Ei. Der berühmte englische Philosoph Newton soll, was man allen Gelehrten nachsagt, sehr zerstreut gewesen sein. Eines Tages brachte ihm seine Haushälterin ein Ei, das sie in einer kleinen Pfanne mit Wasser kochen wollte. Newton war gerade in seine Studien vertieft und beschied die Haushälterin, daß er jetzt nicht gestört und sich sein Ei selber kochen wolle. Die Haushälterin ging, nachdem sie ihren Herrn belehrt hatte, daß das Ei drei Minuten kochen müsse, wenn es weich sein solle. Als sie nach einiger Zeit zurückkehrte, um den Tisch aufzuräumen, fand sie zu ihrem Erstaunen Newton vor dem Kamin stehen und aufmerksam in das kochende Wasser schauen. Aber er hatte das Ei in der Hand und seine Taschenuhr in das Wasser gelegt.

Fröhliche Ecke.

Jeder nach seinen Kräften. Sie waren arm, aber sie wollten doch kirchlich getraut werden. Der Geistliche hielt eine schöne Rede und gab nachher dem Bräutigam noch ein paar gute Ratschläge für sein künftiges Eheleben. „Danke Ihnen tausendmal, Herr," stammelte der junge Ehemann gerührt. „Es tut mir so furchtbar leid, daß ich Ihnen so wenig bezahlen kann, aber wenn Sie gestatten . . ." „Schon gut, schon gut," unterbrach ihn der Geistliche. „Ich bin nämlich Gasarbeiter," fuhr der Mann eifrig fort, „und wenn ich Sie einmal besuchen darf, will ich Ihren Gasometer so einrichten, daß er weniger zeigt.

Englische Straßenszene. Ein Mann läuft hinter der Straßenbahn her und ruft dem Schaffner zu: „Wieviel kostet es von hier bis zum Bahnhof?" „Zwei Pence!" Der Mann läuft weiter, und nach einer Strecke ruft er atemlos: „Wieviel kostet es jetzt?" „Drei Pence", erwidert der Schaffner. „Sie laufen nach der falschen Seite!"